Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 283 | Bydgoszcz / Bromberg, 13. Dezember | 1938

Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.

(12. Fortsetzung.)

„Wie geht es Mister Bennigs?“ fragte er. „Ich hoffe, er . . .“

„Er starb voriges Jahr an einer Lungenentzündung.“

Rauter antwortete mit ein paar von Herzen kommenden Worten des Beileids. Dann ertrug er die Spannung nicht länger.

„Wo ist Carol?“ fragte er.

Er fühlte den schmerzhaften Schlag seines Herzens und wie alles Blut aus seinem Kopf wich und zum Herzen strömte. Seine Augen hingen an den Lippen der Mutter. Vielleicht war auch Carol gestorben . . . wahrscheinlich war sie verheiratet, die glückliche Frau eines anderen Mannes, vielleicht schon Mutter eines Kindes, das nicht Michael heißen würde.

„Sie muß jeden Augenblick kommen“, sagte Mrs. Bennigs, und gleich darauf hörte er, wie die Haustüre ins Schloß fiel, und Williams Stimme.

Mrs. Bennigs erhob sich rasch. „Es ist vielleicht besser“, sagte sie zögernd, „wenn ich Carol auf Ihren . . . unerwarteten Besuch ein bißchen vorbereite.“

Aber in diesem Augenblick trat Carol ein. „William sagte mir, daß Besuch da sei . . .“ Sie blieb wie erstarrt stehen.

Michael war aufgesprungen und sah sie an. Mrs. Bennigs verließ geräuschlos das Zimmer.

„Carol“, sagte Michael und wußte nicht, daß er flüsterte.

„Michael“, sagte Carol und auch ihre Stimme war ohne Klang. Zwei Menschen standen sich gegenüber und wußten nicht mehr zu sagen als ihre Namen. Michael wollte auf sie zulaufen, sie in seine Arme reißen, an sein Herz ziehen, ihr helles schönes Gesicht mit Küssen bedecken. Er machte eine Bewegung, blieb dann aber stehen, irgend etwas lähmte ihn. Vielleicht war es der Blick ihrer Augen. Dieser erstaunte und erschrockene Ausdruck ihres Mundes. Ihre Lippen zitterten. Er konnte es deutlich sehen. Sie ist erschrocken, dachte er. Es kommt zu plötzlich. Sie konnte mich ja nicht erwartet haben, sie war ja ganz und gar nicht auf mein Erscheinen vorbereitet.

„Es ist lange her“, begann sie mühsam, „daß wir . . .“ Sie kam jetzt auf ihn zu und blieb dicht vor ihm stehen. Er spürte den Duft ihres Haares, das in tausend lustigen kastanienbraunen Löckchen das liebliche Profil ihres Gesichtes umrahmte.

„. . . daß wir Abschied nahmen“, vollendete sie ihren begonnenen Satz. Und obwohl er genau dasselbe hatte sagen wollen, berührten ihn diese Worte aus ihrem Munde wie ein eiskalter Strahl.

„Ich habe viel an dich gedacht“, flüsterte Carol.

„Ich habe nichts anderes getan, als an dich gedacht“, sagte Michael. Plötzlich waren sie zwei Fremde, die einander höfliche Komplimente über einst gefühlte Gefühle machten.

„Carol“, sagte er, „hast du jemals wirklich gedacht, daß ich verrückt sei?“

Er sah, wie ein helles Rot ihre Wangen färbte.

„Michael“, rief sie plötzlich, „ich konnte es nicht fassen, wollte es nicht glauben. Ich habe mich gegen diese Idee gewehrt, ich . . . ich habe jahrelang gehofft, daß . . . und . . .“

Diesmal führte Michael ihren Satz aus: „. . . und schließlich habe ich jede Hoffnung aufgegeben und mich damit abgefunden.“

Carol senkte den Kopf. Sie wagte es nicht, ihn anzusehen. „Ich hatte dich so sehr geliebt.“

Hatte — hörte er; hatte — fühlte er — hatte!

„Carol“, sagte er, „jetzt wird alles gut, jetzt wird alles anders. Ich bin zurückgekommen, ich werde den Kampf aufnehmen. Ich werde einen Prozeß anstrengen, ich . . . ach, Carol, Carol!“

Er konnte sich nicht länger beherrschen. Es trieb ihn allzu mächtig, die schmale, zarte Gestalt an sich zu ziehen.

Er legte die Arme um sie. Und obwohl sie es geschehen ließ, daß seine Lippen ihre Augen trafen, fühlte er das unwillkürliche Zurückzucken ihres Körpers. Es war als hörte sein Herz zu schlagen auf, sein Blick erstarrte, aber seine Gedanken arbeiteten. Ich bin für sie mit einem ewigen Makel bedeckt, dachte er, gerade so, als ob ich aussätzig wäre. Vielleicht liebt sie mich noch, aber sie fürchtet mit dem Instinkt der Gesundheit, sich anzustecken. Ein Mann, der fünf Jahre im Irrenhaus gesessen hat, ist für ihre einfache und kindliche Vorstellung von den Werten der Menschheit allzu grauenhaft, um sie zu überwinden.

„Carol“, sagte er und ließ sie sanft aus seinen Armen gleiten. „Du liebst einen andern . . .“

Es war nicht als Frage gemeint, es war einfach eine Feststellung. Sie jedoch, von ihm fortflüchtend und nach einer Zigarette greifend, schüttelte den Kopf.

„Nein, Michael, vielleicht werde ich eines Tages . . . ich weiß nicht, wie soll ich es erklären . . . du wirst mich nicht verstehen. Ich glaube, meine Gefühle sind damals ganz einfach gestorben, als man dich mir nahm.“

Zu seinem eigenen Erstaunen hörte sich Rauter sagen: „Vielleicht . . . Ist es zu spät, Carol, um noch einmal anzufangen, mit einem neuen Leben zu beginnen?“

„Vielleicht“, sagte Carol, „vielleicht ist es nicht zu spät.“ Ihr Gesicht aber war im Gegensatz zu ihren Worten völlig undurchdringlich, ja ganz leblos.

Michael starrte sie an, als versuche er, ihre Gedanken zu ergründen. Er hörte ihre Antwort, die ein halbes Ja war und alle Hoffnung offenließ, aber er wußte plötzlich, daß diese Hoffnung ihm nicht mehr galt. Er wußte plötzlich, daß Carol Bennigs nicht die Frau war, die er in seinen Träumen gesehen, deren Persönlichkeit er wie mit einem Heiligenschein umgeben, deren Kraft und Stärke er überschätzt hatte, um selbst die Kraft zum Durchhalten zu

finden. Es war nicht der Haß gewesen, der ihn wie ein Rettungsgürtel durch die dunkle Zeit getragen hatte, es war die Sehnsucht nach der Erfüllung gewesen, die er in Carol gesehen hatte. War alles nur Einbildung gewesen? Großer Gott! Michael Rauter wurde des dunkel vor den Augen. Was blieb ihm nun, wo er Carol verloren? Was blieb noch, als der Haß? Er liebte sie nicht mehr, genau so wenig wie sie ihn noch liebte. Sie hatten sich geliebt, aber diese Liebe war plötzlich illusorisch geworden, war vielleicht nie stark genug gewesen, um sie siegreich über die Hindernisse des Lebens zu tragen. Ein reicher Mann und ein reiches Mädchen hatten sich kennengelernt und hatten einander begehrt . . . das Leben lag licht und einfach vor ihnen. Sie hatten nichts zu befürchten brauchen, und wäre alles so gekommen, wie sie es damals hatten erwarten dürfen, so wären sie wahrscheinlich zeitlebens die besten Freunde gewesen, hätten geheiratet, Kinder gezeugt . . .

„Ich habe eine dringende Verabredung", sagte Rauter. „Ich muß leider sofort gehen, ich hätte vielleicht gar nicht herkommen sollen, wo meine Zeit so kurz bemessen war. Aber ich wollte nicht versäumen, dich als allererste zu begrüßen. Ich bin erst gestern gelandet."

„Kannst du nicht bleiben?" fragte Carol. Sie bewegten sich jetzt beide auf dem ihnen so vertrauten Boden gesellschaftlicher Höflichkeiten. Die große Spannung zwischen ihnen war zerbrochen.

„Unmöglich", sagte Rauter, „es tut mir so leid, aber . . ."

„Rufe mich an", sagte Carol, „sowie du Zeit hast, Michael. Wir wollen uns so oft wie möglich sehen."

Jetzt, wo er ging, kam sie von selber auf ihn zu, stellte sich auf die Zehenspitzen und berührte mit ihren weichen, zartrosa geschminkten Lippen seine Wange. „Nicht wahr, wir werden uns oft sehen?" sagte sie noch einmal.

„Aber gewiß", antwortete Michael Rauter, „wir müssen doch versuchen, wieder Freunde zu werden."

Carol begleitete ihn nicht bis an die Türe. Sie drückte auf die Klingel und William überreichte ihm Hut und Mantel. „Mister Michael", sagte er, „das war der glücklichste Tag meines Lebens. Hoffentlich sehe ich von nun an Mister Michael recht häufig . . . Und wenn ich mir erlauben darf, vergessen Sie nicht, zu Snyder zu gehen und sich neue Anzüge zu bestellen. Er hat den besten Namen jetzt . . ." Er trat noch dichter an den Sohn seines einstigen Herrn heran und senkte seine Stimme. „Wenn Mister Michael einen Butler oder Diener brauchen, ich bin jederzeit bereit, meine Stellung hier aufzugeben und zu Ihnen zu kommen, Sir."

„Danke, William", sagte Rauter und suchte in seiner Tasche nach einem Trinkgeld. Zur rechten Zeit fiel ihm ein, daß Geld den alten treuen Mann nur verletzen würde, und er faßte mit warmem Druck die Hand, die in schneeweißen Zwirnhandschuhen steckte.

„Ich werde es nicht vergessen", sagte er. Dann ging er.

*

Noch immer schien die Sonne. Noch immer wehte der Wind vom Meer. Noch immer hasteten die Menschen auf der Jagd nach Glück, Liebe und Verdienst. Noch immer passierte das Leben in der größten Stadt der Welt, aber für Michael Rauter schien der Himmel grau trübe, schienen die Straßen still und wie ausgestorben. Hatte er wirklich noch vor einer Stunde geglaubt, die Berechtigung zu haben, wie Millionen anderer Leute zu lieben, zu hoffen, zu kämpfen? Narr! Narr! Verrückter! Ja, vielleicht war er wirklich verrückt! Lombard hatte ihn zum Verrückten gemacht, hatte ihm Carol entfremdet, hatte ihn dem Leben entfremdet. Er, Idiot, der er war, hatte nur nicht begriffen, daß er vor fünf Jahren aufgehört hatte zu leben.

Was für ein hirnverbrannter Unsinn, als Gestorbener plötzlich um sein Ende kämpfen zu wollen, einen Prozeß zu führen- kämpfen zu wollen, wieder lebendig zu werden. Es gab nur eins, das, was er immer gedacht hatte: hingehen und Lombard erschießen und dann mit sich selbst Schluß machen.

Er ging den Broadway hinunter. Es war Mittag vorüber und Tausende von Leuten strömten nach der kurzen Lunchpause an ihre Arbeitsstätten zurück. In einem Drugstore trank Rauter ein Glas eisgekühlte Milch. Dann trat er wieder hinaus auf die Straße. Vor ihm tauchte das schmale hohe Gebäude der „New York Times" auf. Es sah aus, als recke der Broadway den Zeigefinger in den Himmel, um die größte Zeitung Amerikas anzukündigen. Plötzlich wußte er, was er wollte. Es mochte pure Neugier sein oder aus Selbstquälerei oder auch das Gefühl, seinen Haß von neuem aufzupeitschen, um die plötzliche große Müdigkeit zu betäuben, die sich in ihm auszubreiten begann. Er ging ein paar Schritte zurück, bog beim Hotel Astor auf die andere Straßenseite hinüber und verschwand in einer Querstraße der großen Ader . . . in der Druckerei der New York Times. Es gelang ihm mit allerhand Kniffen, einen der Herren zu sprechen, die Fremde durch den Betrieb führten. Es war ein schmaler, hochaufgeschossener Junge, der ihn empfing.

„Sie sollten am Morgen oder am Abend kommen", sagte er, „wenn der Betrieb in vollem Gange ist. Jetzt haben wir gerade ruhige Zeit."

Rauter sagte, es mache ihm nichts aus, er wäre an den Einrichtungen sehr stark interessiert, es handle sich für ihn um eine neuartige Druckmaschine. Man führte ihn durch die großen Gewölbe . . . Rotationsmaschinen, Bindemaschinen, Schneidemaschinen. Es roch nach Druckerschwärze und Papier. Gewaltigle Rollen schneeweißen Papiers wurden zwischen eisernen Pfeilern aufgehängt oder standen herum. Laufwagen surrten. Die Auslieferung mit ungeheuren Packen bedruckten Papiers, Büros, die durch Glasfenster abgeteilte waren, der Raum der Reporter, die Photographische Abteilung, die Zeichenräume, die Annoncenexpedition, der Senderaum. Später, nachdem sie mit dem Lift durch allerhand Flure gesaust waren, eine große schmiedeeiserne Tür mit gewaltigen Schränken. Der junge Mann zog einen Schlüssel hervor, öffnete die Tür. Auf einem Tisch lag ein Buch, in das sich jeder Gast einschreiben mußte. Dann standen sie in der Kartothek.

„Hier", sagte der junge Mann und war sichtlich stolz, „hier finden Sie alle Exemplare der New York Times seit ihrem Bestehen und in der Kartothek den Namen eines jeden Menschen, den unsere Zeitung jemals erwähnt, vom größten Verbrecher bis zum kleinsten Revuestar oder gewaltigsten Millionär. Sagen Sie aufs geradewohl einen Namen und ich werde Ihnen das gesamte Material zeigen können."

„R . . .", sagte Rauter, der sich auch hier als Mister Miller ausgewiesen hatte, „Rauter . . ."

Wenig später, nachdem Rauters Begleiter die Nummer festgestellt hatte, erschien ein anderer Mann, der eine große Mappe brachte. Rauter öffnete sie. Er sah das Bild seines Vaters. Sein eigenes, aus der Zeit, wo er als Baseballspieler bekannt war; eine Aufnahme aus einem Restaurant, das er mit Carol besucht hatte; das Bild Winni Rauters auf ihrer Hochzeit; Hunderte von Photographien und Artikeln über die Familie Rauter. Dann endlich kam er zu dem letzten. Er stutzte vor einem Zeitungsausschnitt, der in gesperrt gedruckten Buchstaben Winni Rauters Tod meldete. Auf einem Flug nach Kalifornien tödlich verunglückt. So war also Winni tot. Jetzt würde Allan Lombard Alleinerbe sein. Er blätterte hastig. Da war er selber, wie man ihn in Paris in die Untersuchungshaft abführte. Er sah sich, oder vielmehr die Gestalt eines Mannes, dessen Gesicht man deutlich erkennen konnte, in der Zwangsjacke, die er nie getragen. Michael Rauter unheilbar geisteskrank. Ein anderer Ausschnitt, der über Dinge berichtete, die er nie getan, die aber seine Verrücktheit für Millionen Leser schlagend beweisen mußten. Er las und sah.

Der Mann neben ihm sagte: „Ein interessanter und trauriger Fall. Aber wie oft in der Geschichte hat sich der Erbe als degenerierter Schwächling erwiesen. Er war ja gemeingefährlich und hätte das väterliche Gut nur verschwendet. Ich erinnere mich noch ganz genau."

Rauter ließ die Mappe aus den Händen gleiten.

Er sah den Mann an, als wolle er ihn niederschlagen. Sein Mund verzog sich zu einem verächtlichen Lächeln. Er ein degenierierter Schwächling, er, dessen Vater ein Arbeiter gewesen war, ein Lumberjack!

„Ich glaube, ich habe Ihnen alles Sehenswerte gezeigt“", sagte der Mann. „Wegen der Druckmaschine wenden Sie sich am besten an einen unserer Herren der technischen Abteilung. Ich kann eine Zusammenkunft für Sie ausmachen, wenn Sie wünschen, und Ihnen telephonieren lassen.“

„Danke“, sagte Rauter, „ich werde morgen selber anrufen.“

Wieder ging er. Wieder stand er auf dem Broadway. Diesmal ging er ins Hotel Astor hinein. Dort in der Bar trank er einen Whisky, dann ließ er sich von einem Pagen das Telephonbuch bringen. Also wohnte Lombard noch immer in der sechsundfünfzigsten Straße.

Er nahm eine Taxi, in der Taxi lud er den Revolver. Das Büro lag im 13. Stock. Direkt aus dem Lift trat man in den Raum.

„Mister Lombard“, verlangte Rauter.

„Wen darf ich melden? Bitte, schreiben Sie sich hier auf dem Block ein.“

„Nicht nötig. Mister Lombard erwartet mich.“

Eine Sekretärin, die aus einer mit dickem grünem Leder gepolsterten Türe trat, sagte: „Mister Lombard ist heute überhaupt nicht ins Büro gekommen. Lassen Sie am besten Ihren Namen und Ihre Adresse hier. Ich werde Sie anrufen, sowie ich weiß, wann Mister Lombard bereit ist Sie zu empfangen.“

(Fortsetzung folgt.)

Weckeruhr kocht Kaffee!

Schwedische und italienische Zeitungen berichten über eine interessante Erweiterung des Aufgabenkreises unserer Weckeruhren.

In letzter Zeit hat ein schwedischer Ingenieur in Stockholm eine Erfindung gemacht, die in Uhrmacherkreisen erhebliches Aufsehen erregte. Er konstruierte nämlich eine Uhr, die nicht nur die Monate und Tage und darüber hinaus die täglichen Temperaturgrade zeigt, sondern die obendrein auch noch — Kaffee kocht. Der Schwede war von seiner Erfindung so begeistert, daß er sie als ein Weltwunder modernster Uhrentechnik in der ganzen Welt vertreiben wollte. Inzwischen aber hat sich herausgestellt, daß fast die gleiche Erfindung, und sogar noch in verbessertem Zustande, bereits seit Jahren praktisch in Betrieb ist. Der Besitzer dieser „Kaffee-Uhr“ ist Mitglied eines der ältesten und angesehensten römischen Geschlechter. Es ist der Fürst Borghese, Herzog von Poggio Nativo, oder wie er sich selbst weniger feierlich nennt, Don Giuseppe Borghese.

Auf Grund der schwedischen Veröffentlichungen hat Fürst Borghese jetzt das Geheimnis seiner eigenen Wunderuhr gelüftet. Danach ist er aus Gründen persönlicher Bequemlichkeit darauf verfallen, sich die kleinen Unannehmlichkeiten des morgendlichen Lebens, wie das Aufwachen und das Kaffeekochen, etwas angenehmer zu gestalten. Er konstruierte also eine Uhr, die alle diese Arbeiten selbständig übernahm. Ein geschickter Uhrmacher fertigte sie auch nach den genauen Angaben des Fürsten in einwandfreier Weise an.

Die italienische Wunderuhr weckt nicht nur des Morgens ihren Besitzer mit süßen Klängen, nämlich dem Hauptmotiv der Operette „Die Glocken von Corneville“. Nein, sie tut auch noch ein übriges: Sie schaltet das elektrische Licht am Bett ihres Erfinders ein und sie bereitet ihm pünktlich den Kaffee. Nur fünf Minuten, nachdem die Musik ertönte und das Licht eingeschaltet wurde, braucht die Uhr, um einen Wasserbehälter in ihrem Innern zum Sieden zu bringen. Sie gießt dann selbständig das Wasser durch einen Kaffeefilter und aus diesem in eine Tasse, aus der sich der liebliche Mokkaduft bis zur fürstlichen Nase kräuselt. Und wenn trotz dieser Verlockung der Besitzer der Uhr noch immer nicht erwacht ist, so ertönt nochmals das Motiv aus den „Glocken von Corneville“, um den noch friedlich Weiterschlafenden davon zu benachrichtigen, daß der Kaffee inzwischen fertig geworden ist. Inzwischen hat sich sogar noch ein weiterer Mechanismus eingeschaltet, der eine ganz bestimmte Portion Zucker in die Kaffeetasse hineinwirft. Der Fürst braucht dann nur noch den Arm auszustrecken und den Kaffee umzurühren, und die fürstliche Morgenstunde hat den schönsten Bohnenkaffee im Munde.

Man möchte nur wünschen, daß sich auch der sonstige Tageslauf des fürstlichen Erfinders in ähnlicher reibungsloser Glätte erledigen ließe, wie die Vorarbeit für dieses Morgenidyll. Im übrigen ist der Fürst Giuseppe Borghese der Vater des Oberpräsidenten der Provinz Rom. Er benutzt seit Jahren diese erfindungsreiche Uhr nicht nur in seiner Wohnung in Rom, sondern auch auf Reisen. Die schwedische Entdeckung kommt also für ihn zu spät.

Falsche Venus von Brizet entlarvt!

Eine „griechische Statue“, die im Vorjahre in Frankreich ausgegraben wurde, hat sich jetzt als eine lustige moderne Fälschung erwiesen.

Vor etwa einem Jahr hatte ein Bauer aus Brizet im Loire-Departement bei seiner Feldarbeit eine Venusstatue ans Licht gebracht, die durch ihren gut erhaltenen Zustand und die edlen Proportionen große Bewunderung erweckte. Wochenlang strömte damals das Landvolk in das Haus des Bauern, um dieses Kunstwerk zu bewundern und auch die Sachverständigen zögerten nicht, das Werk einem griechischen Künstler oder doch einem römischen Kopisten zuzuschreiben. Ja, einer behauptete sogar, es handele sich um ein Werk des Phidias oder doch eines seiner Schüler.

Die Venus von Brizet wurde also zu einem antiken Kunstwerk gemacht. Vor allem durch das Urteil des Zentralbüros der Schönen Künste von Paris. Es wurden sogar noch Mittel aufgebracht, um in der Gegend, wo diese Statue gefunden wurde, weitere Ausgrabungen zu veranstalten. Jetzt, vor wenigen Tagen, hat ein italienischer Bildhauer, Francesco Cremonese, der erst 31 Jahre alt ist und seit mehreren Jahren in dem nahegelegenen Städtchen Villars in Frankreich lebt, plötzlich bekannt gegeben, daß er selbst der Urheber dieser vielbewunderten Statue sei. Cremonese berichtete ganz unbefangen, daß er sich im Jahre 1934 einen großen Marmorblock aus Carrara nach Frankreich kommen ließ, aus dem er in zweijähriger Arbeit die bewußte Venus geschaffen habe. Und eines Abends habe er unter Mithilfe von zwei seiner Verwandten die Statue in dem Feld von Brizet begraben, wo sie denn auch bald an das Tageslicht kam.

Natürlich herrscht Wut und Empörung bei den Experten der Pariser Akademie der Schönen Künste, welche die Echtheit der Venus bezeugten. Sie sind aufs tiefste in ihrem Gelehrtenstolz gekränkt. Einzelne protestieren gegen die Aussage des jungen Künstlers, sogar mit der Behauptung, daß er ein Betrüger sei. Der italienische Bildhauer scheint aber diesen Vorwurf durchaus nicht zu fürchten. Er erwiderte lachend: „Die Archäologen und Kunstwissenschaftler mögen nur ein Wutgeschrei anstimmen und meine Behauptungen bezweifeln, sie bleiben doch wahr: Die Wissenschaft ist wieder einmal hereingefallen!“ Der Künstler verlangt nun, daß die Sachverständigen und auch die Direktion der Akademie der Schönen Künste eine Untersuchungskommission einsetzen. Er habe schlagende Beweise in seiner Hand, die den Irrtum der Fachgelehrten dartun würden.

Ein Umstand, der sehr ernstlich für die Behauptung von Francesco Cremonese spricht, ist diese Tatsache, daß bei den letzten Nachforschungen auf dem Felde, wo man die Statue entdeckte, auch die bisher fehlende Nase, die abgeschlagenen Arme und ein sehr moderner Gipsabguß gefunden wurde. Die „Venus von Brizet“ wartet also einigermaßen siegessicher auf ein neues Sachverständigenurteil. Der junge Künstler aber hat durch diesen Skandal eine weitgehende Popularität erreicht, was vermutlich auch der Zweck seiner abenteuerlichen Unternehmung war.

Königin Elisabeth — ein Mann?

Die große Königin der Briten — war ein Mann! Mit dieser sensationellen Feststellung wartete kürzlich der englische Historiker Millican auf, und man kann sich vorstellen, daß diese Behauptung in dem so konservativen England wie eine Bombe einschlug. Elisabeth, die große englische Königin, die Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn, sollte in Wirklichkeit ein Mann gewesen sein? Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ veröffentlicht über diese Entdeckung folgenden Bericht:

Elisabeth hat bekanntlich England mit weisen Maßregeln zur anglikanisch-reformierten Kirche übergeleitet, den Wohlstand des Landes bedeutend gehoben und den Grundstein mitlegen helfen, der Britannien zur ersten Weltmacht gemacht hat. Bekannter aber ist sie (wenigstens bei uns) durch die von ihr angeordnete Hinrichtung der Maria Stuart und durch ihr eifriges Bestreben, ihrem Privatleben den Schein jungfräulicher Ehrbarkeit zu verleihen. Als ihre hervorstechendsten Eigenschaften erwähnen aber auch ihre Lobredner Stolz und Härte, und alle, die mit ihr zu tun hatten, vergaßen nicht, ihre männliche Entschlossenheit zu rühmen. Außerdem sind folgende Eigentümlichkeiten aus ihrem Leben verbürgt: sie übte sich in allen männlichen Sportarten und verfügte über einen derartigen „rechten Haken“, daß sie manchen Höfling mit der bloßen Faust niederschlagen konnte — was sie auch des öfteren tat! Ferner kaute sie mit Vorliebe Tabak und mußte sich täglich rasieren lassen. Mit 45 Jahren bekam sie eine Glatze und trug von diesem Tage an die berühmte rote Perücke. Als ihr vom Parlament dringend angeraten wurde, sich im Interesse einer gesicherten Thronfolge endlich zu vermählen, ging sie zum Schein auf diese Anregung ein und verhandelte mit dem österreichischen Erzherzog Karl und später mit den französischen Prinzen von Anjou und Alençon. Alle diese Eheprojekte zerschlugen sich aber aus unerklärlichen Gründen und auf wiederholtes Drängen des Parlaments erklärte sie schließlich, als „jungfräuliche Königin“ sterben zu wollen.

Das sind gewiß alles Dinge, die für eine Frau etwas sonderbar scheinen, aber natürlich noch lange kein Beweis, daß Elisabeth tatsächlich ein Mann gewesen sein soll. Der Historiker Millican stützt sich deshalb gar nicht auf diese Gründe, sondern er führt bessere ins Feld. Er weist nämlich nach, daß im Jahre 1543 in London die Pest ausbrach und der König Heinrich VIII. für das Leben seiner damals 11jährigen Tochter Elisabeth fürchtete. Er schickte sie daher in Begleitung von zwei Vertrauten nach seinem Landgut Overcourt in Gloucestershire und ordnete an, daß sie von niemand besucht werden dürfe. Eine Regel, an die sich auch der königliche Vater hielt. Als er nämlich einige Monate später zu einem Jagdbesuch in Overcourt weilte, wurde ihm Elisabeth nur aus dem Fenster gezeigt. Sie winkte ihm zierlich mit dem Händchen zu, der König ritt davon und kümmerte sich merkwürdigerweise von diesem Tage an nicht mehr um ihr Schicksal. Das heißt, er nahm an ihr nur mehr höchst negatives Interesse. Im Jahre 1544 schloß er sie durch eine Urkunde von der Thronfolge aus und setzte dafür die Prinzessin Maria aus einer ersten Ehe ein.

Millican behauptet nun, daß das aus dem Schloß winkende Kind nicht mehr das Mädchen Elisabeth, sondern der ebenso alte außereheliche Sohn eines anderen Tudors, des Herzogs von Richmond gewesen sei. Elisabeth sei angeblich schon kurz nach ihrer Übersiedlung an der Pest gestorben. Man habe aber dies dem König verheimlicht und ihm eine Komödie vorgespielt. Kurz darauf entdeckte Heinrich VIII. die angebliche Untreue seiner Gattin Anna Boleyn, er ließ sie hinrichten und das Kind aus dieser Ehe, eben die kleine Elisabeth, in Acht und Bann tun. So blieb es selbst dem König ein Geheimnis, daß an Stelle des Mädchens Elisabeth ein Knabe erzogen wurde.

Es gibt nun ein zweifellos echtes Dokument, das sich in der Britischen Staatssammlung befindet und folgendes berichtet: Im 16. Jahrhundert habe man beim Umbau des Schlosses Overcourt, in den Kellergewölben eingemauert, das Skelett eines etwa elfjährigen Mädchens gefunden. Ferner sind sich alle befragten Graphologen darüber einig, daß die Handschrift der Prinzessin Elisabeth in den Jahren 1543 bis 44 eine derartig grundlegende Veränderung erfahren hat, die den zwingenden Schluß nahelegt, es hier mit zwei verschiedenen Schreibern zu tun zu haben. Dann gibt es aus der Regierungszeit der Königin Elisabeth noch eine Reihe geheimnisvoller Zahlungen an Unbekannte, und man nimmt an, daß diese Gelder für hochmögende Erpresser bestimmt waren, die von der wahren Natur der „Königin“ wußten und sich ihr Schweigen bezahlen ließen. Somit gilt es für Millionen als bewiesen, daß die jungfräuliche Königin ein Mann gewesen ist.

In diesem Zusammenhang fordert man in England neuerdings die Öffnung eines der geheimnisvollsten Dokumente, das die Welt kennt: die Sammlung der Privatbriefe und der Privataufzeichnungen der Königin Elisabeth. Über 300 Jahre befindet sich dieses Bündel im Besitz des königlichen Hauses, und eine alte Bestimmung schreibt vor, daß die Öffnung nur auf Grund eines gemeinsamen Beschlusses des Königs von England, des Lordkanzlers und des Erzbischofs von Canterbury geschehen darf. Dieser Beschluß ist aber noch nie zustande gekommen. „Und er wird auch nie zustande kommen“, sagen die Zweifler, „denn damit würde ja der Beweis geliefert, daß Elisabeth ein Mann war. Diese Gewißheit will man dem pietätvollen und konservativen England vorenthalten!“

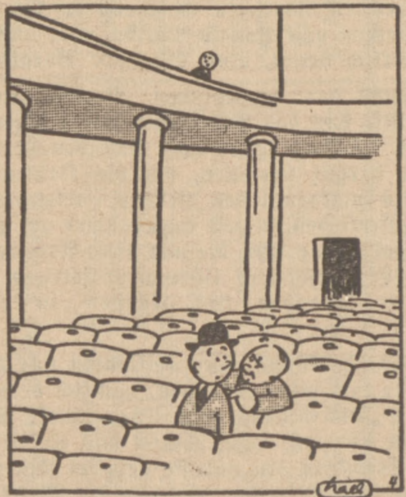
Bunte Chronik

Ärzte landen mit Fallschirm.

Die Nomaden Lapplands sollen nach einer Verfügung des schwedischen Innenministers in Zukunft noch enger an die Kulturwelt angeschlossen werden als das bisher möglich war. Die Abgeschiedenheit der Lappländer machte sich besonders bei Erkrankungen unangenehm bemerkbar. Die Nachrichtenübermittlung zur nächsten Stadt nahm bereits eine geraume Zeit in Anspruch. Um in dringlichen Fällen den lappländischen Patienten schnelle Hilfe zu bringen, sind bereits seit längerer Zeit die Ärzte im Flugzeug zu den Nomadendörfern geflogen. Es zeigte sich aber, daß die Maschinen oftmals wegen des unebenen Geländes besonders bei Nacht nicht landen konnten. Deshalb sollen die schwedischen Ärzte der Luftambulanz jetzt an einem Fallschirmabspring-Kursus teilnehmen, um den Patienten in jedem Fall aus der Luft zu Hilfe kommen zu können.

Lustige Ecke

Im Kino.



„Möchten Sie nicht so gut sein, mein Herr, den Hut abzunehmen!“

Wydawca, nakładem i czcionkami drukarni A. Dittmann, T. z o. p., Bydgoszcz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.